

«Mit der Maske spielen wir Pingpong hinter einer Milchglaswand»

Neuropsychologe Henric Jokeit sagt, der Mundschutz erschwert das soziale Miteinander und führt schneller zu Konflikten



Masken verändern das emotionale Gesamtbild
Foto: Getty Images

Nik Walter

Herr Jokeit. Sie tragen eine Maske. Ist das Vorschrift in Ihrer Klinik?

Ja, wir haben hier ein Schutzkonzept. Sobald wir mit jemandem Kontakt haben, muss die Maske sitzen.

Sie verweisen darauf, dass das Tragen von Masken Auswirkungen auf das soziale Miteinander haben könnte. Wie meinen Sie das?

Masken können eine emotionale Distanz herstellen. Emotionen wie Trauer, Freude oder Angst werden sehr stark in der Mundpartie, und nicht nur in den weit überschätzten Augen, wahrgenommen. Wenn uns eine Person mit Maske gegenübertritt, sind wir deutlich unsicherer, was ihren emotionalen Status angeht. Es gibt Situationen, in denen das keine grosse Rolle spielt, doch im Zwischenmenschlichen, im Privaten, in der Teamdynamik im beruflichen Umfeld bewirkt das einen Verlust von emotionaler Transparenz, die wir normalerweise haben.

Wie spüren Sie das in Ihrem Alltag?

Wir sind zum Beispiel unsicher, wie die Patienten auf feine Prisen von Ironie oder Humor reagieren. Solche Dinge sind nicht mehr offensichtlich. Das verändert das emotionale Gesamtbild, das man von einer Person in der Situation hat.

Stossen Sie an Grenzen?

Insbesondere Kinder können damit kaum umgehen, sie fühlen sich unwohl, nicht nur durch die physische Einschränkung, sondern auch, weil sie ein fremdes Gegenüber nicht eindeutig lesen können.

Das führt zu einer Reserviertheit, sie sind weniger offen. Sich sozial öffnen ist auch ein Resonanzphänomen. Man spielt ein wenig Pingpong, schaut, wie die Signale erwidert werden. Mit der Maske spielen wir Pingpong hinter einer Milchglaswand.

In der Öffentlichkeit trägt aber noch kaum jemand eine Maske. Da gibt es doch noch überhaupt kein Problem.

Ja, das stimmt. Aber in Kliniken besteht jetzt eine Maskenpflicht. Dort dürfte das eine erhebliche Rolle spielen.

In ostasiatischen Ländern ist es gang und gäbe, mit Mund-Nasen-Schutz herumzulaufen. Gibt es aus diesen Ländern Hinweise, welche Auswirkungen das Maskentragen auf das soziale Miteinander hat?

Ich glaube schon, dass Kulturen wie die asiatische mit dem häufigen Maskentragen oder die arabische mit den Verschleierungen durch stärkere Codes im Sozialverhalten nicht so anfällig sind für falsch verstandene Signale wie die westliche Kultur. Ich gebrauche das Bild des Maskentragens aber auch metaphorisch für die Situation, die wir häufig bei neurologischen Patienten vorfinden.

Was meinen Sie mit «anfällig für falsch verstandene Signale»?

Das offensichtliche Zur-Schau-Tragen von Emotionen nach aussen ist im asiatischen Raum nicht so verbreitet wie in westeuropäischen Kulturen. Kommt dazu, dass in den post-neoliberalen Gesellschaften die Verhaltenscodes im öffentlichen Raum aufgelockert wurden. Früher luf-

ten wir den Hut zur Begrüssung, wir wussten immer, was wir anziehen sollten, Krawatte, weisses Hemd, Anzug. Heute können wir uns alle so verhalten, wie wir wollen, wir können uns auf die Schulter klopfen, die Hand reichen, wir können uns angucken oder nicht angucken. Die Regeln sind nur implizit, müssen aber doch eingehalten werden, und wenn nicht, wird das sanktioniert.

Welche Konsequenzen hat das? In den zwischenmenschlichen Beziehungen und in der Wahrnehmung sind wir umso mehr darauf angewiesen, sehr «feinspürig» zu gucken, wie es läuft. Wenn zum Beispiel in Teams mit Masken gearbeitet werden muss, dann können möglicherweise vorbestehende Unsicherheiten jetzt eher zu

Detektiv der Empathie

Wie beeinträchtigen Hirnverletzungen Menschen in ihrem Alltag und in ihren kognitiven und sozial-emotionalen Fähigkeiten? Mit solchen Fragen befasst sich der Neuropsychologe Henric Jokeit schon seit vielen Jahren in Klinik und Forschung, vor allem bei Epilepsiepatienten. Der Titularprofessor an der Universität Zürich erstellt mit seinem Team unter anderem aufwendige Gutachten für Unfallversicherer und Gerichte. Jokeit leitet das Institut für Neuropsychologische Diagnostik und Bildgebung am Schweizerischen Epilepsie-Zentrum in Zürich.



Reibungen oder gar zur Eskalation führen. Man kann sich nicht mehr so sicher sein, ob es der Chef gut mit einem meint oder ob jemand neben einem anfängt zu konkurrieren.

Fürchten Sie eine Zunahme von Mobbing?

Ja, in unserer teamorganisierten Arbeitswelt muss die soziale Interaktion permanent laufen, und wenn die nicht gut läuft, wird jemand, der das soziale Pingpong weniger geschmeidig spielt, relativ schnell ausgegrenzt.

Sie betrachten die Masken als Metapher für das Empfinden von neurologischen Patienten.

Heisst das umgekehrt, dass wir uns bei der Interaktion mit Menschen mit Maske ein wenig wie Hirngeschädigte verhalten?

In dem Augenblick, wo wir unser Gegenüber nicht mehr so lesen können, haben wir eine Simulation dessen, was relativ viele Patienten mit neurologischen Erkrankungen eigentlich permanent einschränkt. Wir gehen davon aus, dass ein Drittel der Patienten mit neurologischen oder psychiatrischen Erkrankungen den emotionalen Status ihres Gegenübers weniger präzise und weniger schnell lesen können. Das betrifft zum Beispiel Schlaganfall-, Parkinson-, Schizophrenie- oder Epilepsiepatienten. Man spricht von emotionaler Blindheit oder besser von Wahrnehmungsschwäche.

Wie wirkt sich das aus?

Von Patienten mit traumatischen Hirnverletzungen haben wir dazu interessante Daten. Angehörige halten häufig eng zu ihrem Partner, wenn dieser eine Halbseitenlähmung oder eine Gehbehinderung hat, auch wenn eine Sprach- oder

Sprechstörung da ist, nicht aber, wenn zum Beispiel jemand seine Empathie verloren hat. 50 Prozent der Paarbeziehungen werden innerhalb von drei Jahren beendet, wenn ein Partner durch eine Hirnverletzung seine Empathie verliert. Das können gerade Frauen an ihrem Partner nicht ertragen.

Warum nicht?

Es gibt Betroffene, die bei sentimentalischen Filmen das grosse Heulen kriegen, aber wenn sie zum Beispiel erfahren, dass der Arbeitskollege oder der Nachbar an Krebs erkrankt ist, dann lässt sie das kalt. Solche Reaktionen sind für Partner oder Mitmenschen schwer zu akzeptieren. Das wird dann gemeinhin als Wesensänderung wahrgenommen.

Wie hängen der Empathieverlust und die verminderte Fähigkeit, in Gesichtern Emotionen zu lesen, zusammen?

Anders als bei Sprachstörungen zum Beispiel haben wir bei der sozialen Kognition keine Störungen, die mit einzelnen Hirnregionen korrespondieren. Es ist ein sehr komplexes Netzwerk, in das sehr viele Hirnareale involviert sind.

Heisst das, dass auch die Störungen entsprechend vielfältig sind?

Ja, es gibt viele Phänomene. Zum Beispiel haben Betroffene Mühe, Gesichtsausdrücke richtig zu deuten, einen Fauxpas zu bemerken oder in der Sprachmelodie zu erkennen: Ist das Ironie, Sarkasmus, Freundlichkeit? Bei etwa einem Drittel der Patienten, die wir sehen, das sind vorwiegend Patienten mit Schläfenlappen-Epilepsien, spielen solche Beeinträchtigungen eine relativ grosse Rolle.

Was empfehlen Sie im Umgang mit emotional wahrnehmungsschwachen Menschen?

Ich plädiere dafür, proaktiv diese Einschränkung zu kommunizieren, um Probleme unerfüllter Erwartungen zu minimieren. Das Toxischste in der ganzen Situation ist, wenn man nicht weiss, dass jemand ein wenig anders tickt. Die Achtsamkeit, was den emotionalen Status des anderen angeht, ist in unseren Genen festgeschrieben. Das sind implizite Signale, die wir lesen müssen. Daher bilden wir uns schnell ein Urteil, das dann relativ schwer bewusst zu korrigieren ist.

Sie haben zu Beginn des Gesprächs gesagt, die Augen würden überschätzt in der emotionalen Kommunikation. Wenn man aber Menschen mit Sonnenbrille nicht in die Augen schauen kann, dann fühlt man sich unwohl! Es fehlt dann einfach etwas.

Man dachte immer, dass die Augen so ziemlich das Wichtigste seien bei der emotionalen Kommunikation. Aber Studien zeigen ganz deutlich, dass der Mund noch entscheidender ist, zumindest bei den starken Emotionen. Das Zähnefletschen im Tierreich, die starke Wut, aber auch die Trauer, das ist alles noch schneller und eindeutiger wahrnehmbar in der Mundpartie. Eher subtile, komplexe Emotionen, etwa um festzustellen, ob jemand arrogant schaut oder ob da jemand latent genervt ist, das widerspiegeln die Augen sehr viel besser. Aber ich teile Ihr Unbehagen mit den Sonnenbrillen, und kommt noch ein Mundschutz dazu, stehen wir vollends einem emotionalen Rätsel gegenüber.